



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zelle, Georg: Julian Schmidt's Geschichte der französischen Literatur seit
Ludwig XVI.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

treten war dort von ihm und Genossen gegen ritterschaftliche Elemente lebhaft bekämpft worden. Für die Stellung eines hessischen Landesdirectors, des obersten Beamten jenes Verbandes, würde Detker die geeignetste Person gewesen sein, auch würde der Landtag ihn wohl einstimmig gewählt haben, wenn er nicht aus Gesundheitsrücksichten nach wie vor jegliche amtliche Stellung verschmäht hätte. Doch gehörte er von Anbeginn dem communalständischen Verwaltungsausschusse an. Als einflußreiches Mitglied des norddeutschen, dann des deutschen Reichstags, (für den Bezirk Rinteln-Hofgeismar-Wolfhagen), auch des Ausschusses der nationalliberalen Partei und des Protestantenvereines oft zu längerem Aufenthalte in Berlin genöthigt, war er dort in noch vielen wichtigen Fragen Hessens, wie 1868 in der der Landescrediteasse, der Synodenberufung, der Herabsetzung der Gerichtskosten, 1869 in der Frage des Consistoriums nützlich. Als thätiges Mitglied der hessischen Communallandtage war und ist sein Streben dahin gerichtet, dessen Verfassung und Wirksamkeit im Sinne einer echten Selbstverwaltung gestalten zu helfen. Bei den am 16. November 1870 stattgehabten Wahlen zum Abgeordnetenhaufe zog er vor, sich im Bezirke Gelnhausen wählen zu lassen, da andernfalls dort ein liberales Resultat zweifelhaft war, allein Formfehler wegen hatte seine Wahl 1871 und 72 beanstandet werden müssen. Im Herbst 1872 befiel ihn zu Pyrmont eine längere Krankheit, von welcher er erst im Juli 1873 genas.

Wie seit Langem, so gibt es noch jetzt kaum eine wichtige Frage in Hessen, in welcher nicht Detker's Ansicht, fast wie die einer über den liberalen Parteisattirungen stehenden Persönlichkeit, geschätzt würde, und außerhalb wird er andauernd als der angesehenste Repräsentant seines Volksstammes, als einsichtsvoller Politiker und uneigennütziger Charakter hochgeehrt.

Julian Schmidt's Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. *)

Mit aufrichtiger Freude begrüßen wir die zweite Auflage des ausgezeichneten Werkes von Julian Schmidt, welches uns einen so tiefen Einblick in das Geistes- und Culturleben des modernen Frankreichs eröffnet. Wer den französischen Geist erfassen, wer die wunderbare Erscheinung verstehen will, daß Frankreich, nachdem die furchtbarsten Stürme über seinen Boden hinweg gebraust sind und Alles niedergeworfen haben, was sich nicht vor ihnen gebeugt hat, nachdem durch eine ununterbrochene Reihe der gewaltigsten Revolutionen

*) Julian Schmidt. Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. 1774. Erster Band. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. Leipzig, Fr. Wils. Grunow. 1873.

der alte Staat zertrümmert, nachdem die alte Gesellschaft in den Schmelztiegel des Gleichheitsprincips umgegossen ist, wer, sagen wir, verstehen will, daß dies Frankreich, trotz aller Erschütterungen, trotz aller Verwüstungen, trotz aller Ausschweifungen bald des rothen, bald des weißen Schreckens, trotz aller Siegesglorie und trotz der furchtbarsten Niederlagen, heut noch vielfach dieselben Züge zeigt, wie vor hundert Jahren, wer verstehen will, wie es kommt, daß die rastloseste Bewegung, welche die Geschichte kennt, sich stets in eng begrenzten Kreisen vollzogen hat und immer wieder auf ihren Ausgangspunkt zurückkehrt, der muß vor Allem die französischen Schriftsteller befragen. Wenn aber die Geschichte der französischen Literatur ein wesentliches Hülfsmittel zur Erkenntniß der französischen Gegenwart ist, so werfen andererseits die Ereignisse der jüngsten Gegenwart wieder ein helles Licht auf die Vergangenheit; was wir in den letzten Jahren gesehen und erlebt, das wird auch vielfach auf unser Urtheil über das, was unsere Väter und Großväter erlebt, bestimmend und maßgebend einwirken. Je weiter die Entwicklung fortschreitet, um so deutlicher erkennen wir das Wesen des Kerns, von dem diese Entwicklung ihren Ausgang nimmt, und oft genug geben uns die Erscheinungen der Gegenwart den Schlüssel für die Lösung der Räthsel der Vergangenheit.

Auch der Verfasser ist durch den letzten Krieg zu einer erneuten Prüfung seiner Arbeit veranlaßt worden. „Das französische Volk“, sagt er in der Vorrede „hat in diesem Kriege so merkwürdige Charakterzüge gezeigt, daß wir genöthigt sind, unsere Vorstellung von ihm einer ersten Revision zu unterziehen. Die Literatur zeigt die Seele des Volkes zwar nur von einer Seite, aber von einer sehr wichtigen. Die neuesten Ereignisse klären uns über manches auf, was uns früher unverständlich war; ich habe meine Studien ganz von Neuem begonnen, und das Werk ist ein völlig neues geworden.“

Ein zweiter Grund, der den Verfasser bestimmte, sein Werk einer vollständigen Umarbeitung zu unterziehen, entspringt der Umwandlung, welche seine Ansicht über die Methode der literarhistorischen Darstellung erfahren hat. Die herkömmliche Methode, nach welcher die einzelnen Schriftsteller in gesonderter Darstellung behandelt werden, giebt, statt einer Literaturgeschichte eine Sammlung von literarhistorischen Monographien. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß bei diesem Verfahren die großen literarischen Individualitäten wohl zu ihrem Rechte kommen. Aber auch die bedeutendste Individualität ist von den allgemeinen Strömungen der Zeit bedingt, jede politische und sociale Umwälzung übt ihren raschen und stürmischen, jede allmälige Umwandlung des öffentlichen Geistes ihren langsam umbildenden Einfluß auch auf die selbstständigsten und energischsten dichterischen Individualitäten aus. Ja, oft genug werden die Helden der Literatur nicht minder, wie die

Heroen der Politik von den Strömen fortgerissen, deren Quelle sie selbst erst mit ihrem Zauberstabe geöffnet haben. Es besteht in der Literatur- wie in der politischen Geschichte eine ununterbrochene Wechselwirkung zwischen dem Allgemeinen und dem Einzelnen. Was heut bedingend war, wird morgen durch seine eignen Wirkungen bedingt, um dann selbst wieder bedingend zu wirken. Aber bei dieser Wechselwirkung zwischen dem Allgemeinen und dem Einzelnen hat der Geschichtsschreiber den größten Nachdruck auf das Allgemeine zu legen, welches alle Einzelheiten in sich schließt und umfaßt, welches, das Produkt zahlloser Factoren, ihnen erst ihre Stelle und ihre Bedeutung anweist.

Nun können allerdings, wie schon bemerkt, schriftstellerische Persönlichkeiten, gerade wie politische, sehr wohl zum Gegenstande einer gesonderten Betrachtung gemacht werden, und Julian Schmidt selbst hat vortreffliche Muster dieser Darstellungsgattung gegeben. Natürlich wird es auch hier die Aufgabe des Darstellenden sein, die Beziehungen des Einzelnen zu den Strömungen seiner Zeit darzulegen, da ohne die Kenntniß der allgemeinen Entwicklung die Entwicklung eines bedeutenden Individuums sich gar nicht verstehen läßt. Aber in der monographischen Darstellung kann und darf das Allgemeine immer nur episodisch, in einleitenden und erläuternden Betrachtungen, kurz und gedrängt, behandelt werden, es hat sich dem individuellen, dem persönlichen Element unterzuordnen. In der Literaturgeschichte aber ist die Darstellung der geistigen und socialen Strömungen die Hauptsache, sie bildet den Rahmen, in den die einzelnen Gestalten sich einzufügen haben. Scheinbar wird allerdings auch hier, sobald die Darstellung den Epoche machenden Persönlichkeiten sich zuwendet, das Allgemeine vor dem Individuellen in den Hintergrund treten, aber doch nur scheinbar, denn wenn die Darstellung sich auf Persönlichkeiten, wie Voltaire und Rousseau, oder wie Lessing, Goethe und Schiller concentrirt, so ist sie dazu nur deshalb berechtigt, oder vielmehr genöthigt, weil in diesen Persönlichkeiten gewisse Richtungen der Zeit sich concentrirt haben, weil die Darstellung ihres literarischen Wirkens zugleich eine Darstellung jener Richtungen ist, und weil die Richtungen überhaupt nur in dem Spiegelbilde dieser Persönlichkeiten zur Anschauung gebracht werden können. Oft aber entzieht sich dann die Bewegung der Leitung derer, welche sie angeregt haben, neue Richtungen, neue Anschauungen, neue Kunstformen entwickeln sich, im allgemeinen Wandel wandeln sich auch die leitenden Geister, sie sind andere geworden, wenn sie sich nach vielleicht 10 Jahren wieder an der Arbeit finden, Zerstreutes zu sammeln, Auseinandergegangenes zusammenzufassen und zu vereinigen. Gewiß ist auch für die Literaturgeschichte Goethe eine einheitliche nach ihren eigenen Gesetzen sich entwickelnde Persönlichkeit; nichts destoweniger aber wird sie die einzelnen

Entwickelungsphasen des Dichters in dem Zusammenhange der allgemeinen Strömungen zu behandeln haben, von welcher diese Phasen bedingt werden.

Wir können uns nicht versagen, die Worte anzuführen, mit denen Julian Schmidt mit schlagender Beweisraft die Berechtigung seiner Methode der Darstellung begründet. „Es klingt heute paradox, wird aber bald, wie ich meine, trivial erscheinen, daß jede Art der Geschichte in derselben Weise geordnet werden muß, wie die politische. Bei einer Geschichte des dreißigjährigen Krieges würde es Jedem lächerlich vorkommen, wenn man sie in eine Reihe Biographien auflösen wollte: das Leben Ferdinand's, Wallenstein's, Tilly's, Gustav Adolph's u. s. w. In der Literaturgeschichte ist das gleichwohl noch heute beliebt.“

„Die Literatur, d. h. das Erscheinen oder die Vorbereitung von Büchern, geschriebenen oder gedruckten; Briefe, öffentliche Vorträge, dramatische Auführungen, und worin sich sonst das geistige Leben, das Denken und Empfinden, das ideale Dichten und Trachten des Volkes ausspricht, besteht aus einer Reihe von Vorgängen, davon jeder in seiner Entstehung wie in seiner Wirkung durch die Zeit bedingt wird. Will man also zeigen, wie sie in einander griffen, so muß man sie zeigen, wie sie auf einander folgten.“

„Dabei ist es freilich weit schwieriger, die Physiognomien der Schriftsteller so deutlich hervortreten zu lassen, als wenn man sie isolirt. Aber mit derselben Schwierigkeit hat auch der politische Geschichtsschreiber zu kämpfen; man muß eben suchen, so gut es geht, der einen wie der andern Aufgabe gerecht zu werden.“

Es ist also grade die Tiefe der geschichtlichen Auffassung, durch welche bei unserem Verfasser die Methode der Darstellung bedingt wird. Daraus folgt eigentlich auch schon, daß Julian Schmidt von der Literaturgeschichte einen höheren Begriff hat, als die Voltairische Schule, die ihr Augenmerk ausschließlich auf Stil und Form richtet: ihm sind „der Inhalt, die sittlichen und gemüthlichen Vorstellungen, die Blicke in die Weltordnung, das Ideal des Lebens“ wichtiger als der Stil. Er hält die Erfindungen der Poeten neben die Wirklichkeit, mißt sie an ihr und erklärt sie aus ihr. „Die Literaturgeschichte kann die Wirklichkeit nicht ignoriren: aus Robespierre und Napoleon lernt man René und Delphine verstehen.“

Das Verständniß des modernen französischen Geistes, das ist das Ziel, welches der Verfasser sich bei seinen Forschungen gesetzt hat. Die Franzosen sind in ihrer logischen Consequenz und in ihrer praktischen Inconsequenz ein räthselhaftes Volk. Wir geben uns gegenwärtig mit einer gewissen Leidenschaft dem Studium dieser wunderbaren Nation hin, und mit Recht. „Denn es walten zwischen uns und den Franzosen dämonische Beziehungen ob, nicht erst seit gestern, nicht erst seit der Revolution.“ Auf diese Hinzudeuten, ist

ein Hauptaugenmerk des Verfassers gewesen, der überall, wo er die französischen literarischen, gesellschaftlichen, politischen Zustände schildert, auf die analogen oder widersprechenden Erscheinungen in Deutschland (gelegentlich auch in andern Ländern) hinweist. So gewinnen wir stets klare Einblicke in die gesammte geistige Bewegung der Zeit; an jeder geeigneten Stelle erweitert sich der Horizont und von dem französischen Boden aus werden uns Fernsichten in Gebiete eröffnet, die durch tausend Canäle mit Frankreich in den lebendigsten, sei es freundlichen, sei es feindlichen und abstoßenden Beziehungen stehen. So streng der Verfasser sich an seine Aufgabe hält, eine Geschichte der französischen Literatur, der französischen Geistesarbeit zu geben, so legt er doch stets die Täden bloß, welche diese Geistesarbeit mit der gesammten Geistesarbeit des Jahrhunderts, die französische Literatur mit der Weltliteratur, und ganz besonders mit der deutschen Literatur verbinden. Oft genügt eine bloße kurze Hinweisung auf gleichzeitige Erscheinungen in Deutschland, oft werden die Berührungen und gegenseitigen Beziehungen in ausführlicher Darstellung entwickelt.

Die Klagen der deutschen Patrioten über die Nachahmung französischer Sitte, über die Vorliebe für die französische Sprache, über die dieser Vorliebe entsprungene Verderbniß der eignen Sprache sind sehr alt. Aber der Einfluß der Franzosen auf die deutsche Literatur beginnt erst, wo der Kampf gegen das Französische anhebt, und wenn man an Julian Schmidt's Behauptung, daß dieser Einfluß ein überwiegend segensreicher gewesen ist, vielfach Anstoß nehmen wird, so wird man sie doch nicht widerlegen können. Man muß nur die unglaubliche Verwilderung ins Auge fassen, der unsere Literatur seit dem dreißigjährigen Kriege verfallen war, um zu begreifen, daß wir, um nur erst wieder den Sinn für eine feste, klare und reine Form der Darstellung zu gewinnen, bei fremden Meistern in die Schule gehen mußten. Wir haben später die Schule der Alten besucht, wir haben uns in das Studium der großen Briten vertieft, und aus dem Studium beider einen man möchte sagen überreichen Gewinn gezogen. Aber aus dem Zustand der Verwahrlosung, in welchem unsere Sprache sich im Beginn des vorigen Jahrhunderts befand, konnte sie weder durch die Griechen und Römer, noch durch die Briten erlöst werden. Die zur Caricatur gewordene Zuchtlosigkeit der Sprache machte dieselbe zum Organ einer klaren geordneten Darstellung unfähig. Wer seine Gedanken mit logischer Consequenz entwickeln, wer sie klar, bestimmt und in gefälliger Form ausdrücken wollte, dem versagte die Muttersprache ihre Dienste, er mußte seine Gedanken einem fremden Idiom anvertrauen. Der Deutsche vermochte nicht, Deutsch zu schreiben und darum verlernte er auch, Deutsch zu denken. In dieser Lage kam es für uns zunächst nicht darauf an, einen Schatz neuer Ideen zu gewinnen — an Ideen war

der Deutsche immer reich — sondern vielmehr darauf, dem Gedanken ein adäquates Organ zu schaffen. Die Wiedergeburt des deutschen Geistes mußte von der Sprache ausgehen, und was der Sprache mangelte, wie für diese Mängel Abhülfe zu schaffen sei, dessen konnten wir nur durch das Studium des Französischen inne werden, das grade die Vorzüge, welche wir an unserer Sprache vermiften, in vollstem Maaß besaß. Der Kreis von Vorstellungen und Gedanken, in welchem der Franzose sich bewegt, ist eng umgränzt, aber in diesem engen Kreise bewegt er sich mit Leichtigkeit und Sicherheit, innerhalb desselben hat er an seiner Sprache ein unvergleichliches Werkzeug, das ihn niemals im Stiche läßt und das von jedem Gebildeten mit Virtuosität gehandhabt wird. Die französische Sprache, so leicht sich in ihr auch versifiziren läßt, ist nicht poetisch; Gefühl und Empfindung treten in der französischen Poesie überall gegen das rhetorische Element in den Hintergrund. Der voll ausklingende Ausdruck einer wahren tiefen Gemüthsstimmung ist ihr versagt; selbst die leidenschaftlichsten Ergüsse im französischen Drama tragen einen überwiegend rhetorischen Charakter, schon deshalb, weil der Franzose, wie trefflich er auch das menschliche Herz und seine Regungen, besonders seine krankhaften Zustände, zu analysiren weiß, doch nur wenig plastisch vollendete Gestalten von Fleisch und Blut zu schaffen vermocht hat. Um so vollkommener aber dient die Sprache der prosaischen Darstellung, ganz dem Charakter der Nation entsprechend.

Worin aber besteht nun die Eigenthümlichkeit der französischen Prosa. Julian Schmidt schildert die Eigenthümlichkeit der Lessing'schen Methode in einem trefflichen Bilde: Seine Methode „besteht darin, daß das Ziel, wohin er strebt, oder wenn man mir den militärischen Ausdruck gestatten will, die Festung, die er nehmen will, maßgebend ist für die Gliederung und Bewegung seiner Sätze: sie rücken in Schlachtordnung heran, jeder so gestellt, daß er nie dem andern in den Weg kommt, nie ein verlorenes Tempo, jeder ist da zur rechten Zeit, weder zu früh, noch zu spät; es wird nicht geduldet, daß irgend ein Nebengedanke in den Weg läuft. Der Leser übersieht mit Freude und Bewunderung den Schlachtplan, dessen leitende Idee ihm deutlich vor Augen tritt. Aehnlich gliedern sich innerhalb des einzelnen Satzes die Worte, jedes steht an dem Platz, wo der Tonfall es erfordert, die Stelle bezeichnet genau sein Gewicht.“ Dazu kommt nun bei Lessing noch das Feuer des Willens. Auch bei rein wissenschaftlichen Deductionen „ist es die Macht eines willenskräftigen Mannes, die wir empfinden.“ Natürlich hat Lessing diesen Stil zunächst aus sich selbst, der Stil ist der Mensch. Das hindert uns aber nicht, in die Schule zu gehen und Lessing ist nach des Verfassers Behauptung bei den Franzosen in die Schule gegangen. Die an ihm her-

vorgehobenen Eigenschaften „sind die nämlichen, welche die besten französischen Schriftsteller zeigen; ja mehr als das, es sind die Eigenschaften, auf deren Cultur die französische Sprache seit Richelieu, Descartes und Pascal mit Bewußtsein und Consequenz hingearbeitet hat.“ Und nun eine ebenso feine wie treffende Bemerkung: „Durch diese Folgerichtigkeit ist das Geschäft des französischen Schriftstellers sehr erleichtert: er lernt in der Schule französisch; wenn er nachher eigne Gedanken hat, so kann er sie auch ausdrücken.“ Von den Deutschen läßt sich dies nicht behaupten. Bei uns muß daher „jeder Schriftsteller auch in Bezug auf den Ausdruck erst mühsam seinen Weg suchen. Für Köpfe ersten Ranges ist das ein Segen, es hat das die glücklichste Eigenart hervorgebracht; aber der Mittelschlag leidet darunter.“

Die Bemerkung gehört zu denen, deren schlagende Wahrheit auf den ersten Blick einleuchtet. Was indessen den Werth der beiden Methoden betrifft, so möchte ich doch nicht die deutsche gegen die französische vertauschen, was auch wohl nicht der Wunsch des Verfassers ist. Das Suchen des Weges kommt doch nicht bloß den Geistern ersten Ranges, es kommt auch zum Theil durch Vermittelung dieser dem Mittelschlage zu Gute. Gewiß, unsere Erziehungs- und Unterrichtsmethode könnte vielleicht etwas mehr darauf ausgehen, als sie es thut, die Wege zu ebnen. Wohin aber hat die Franzosen ihre Methode geführt? Jeder gebildete Franzose schreibt ein gutes Französisch. Man nehme den ersten besten Journalartikel zur Hand: vom ersten bis zum letzten Wort reiht sich Satz an Satz, Schluß an Schluß mit untadelhafter Logik. Lob, Schmeichelei und Malice sind so zweckentsprechend angebracht, Weihrauch und Gift sind so geschickt vertheilt, daß die beabsichtigte Wirkung auf den Leser fast unausbleiblich ist. Aber um so ärmlicher ist oft der Gedankengehalt. Wenn dem Schriftsteller für jeden Gedanken sofort eine anmuthige, klare Form zu Gebote steht, wenn er im Stande ist, vermöge seiner sprachlichen Virtuosität das Trivialste so darzustellen, daß es als etwas Neues erscheint, so wird ihm jeder Antrieb genommen, am Gedanken selbst zu arbeiten. Der Franzose zehrt sein Leben lang an dem dürftigen Ideen-vorrath, den er in der Jugend eingesammelt, die Leichtigkeit, diesen Vorrath zu verwerthen, läßt das Bedürfniß nach einer Vermehrung desselben gar nicht aufkommen. Bei den Deutschen geht das Arbeiten am Gedanken und das Ringen um die Form Hand in Hand. Das erschwert allerdings die schriftstellerische Darstellung. Gedankenarmuth ist bei uns stets langweilig, Gedankenreichthum oft schwerfällig in der Form. Aber gerade im Ringen mit der Form kann auch der mittelmäßig Begabte eine Bedeutung gewinnen, welche diejenige des französischen Mittelschlages weit überragt.

Doch, um von dieser Abschweifung zurückzukehren, soviel ist unbestreitbar, daß von dem Augenblicke an, wo der deutsche Geist gegen den verderblichen

Einfluß des französischen Wesens reagirte, die Wechselbeziehungen zwischen den geistigen Arbeiten der beiden Nationen immer bedeutungsvoller und fruchtbarer werden. Daneben aber treten allerdings auch die fundamentalen Gegensätze der beiden Nationen immer schärfer einander gegenüber, und von höchstem Interesse ist es, zu verfolgen, wie dieselbe allgemeine geistige Strömung, dieselbe den größten Theil der Welt beherrschende Richtung bei beiden Nationen einen durchaus verschiedenen Ausdruck gefunden hat. Ein französisches Werk kann aus derselben Grundstimmung hervorgegangen sein, wie ein deutsches; aber die Einwirkung dieser Grundstimmung auf die dichterische oder überhaupt literarische Produktionskraft ist eine sehr verschiedene. In der Entfaltung weichen manche Werke weit von einander ab, deren verwandten Ursprung man erkennt, so bald es gelingt, ihre Wurzeln bloß zu legen.

Der erste Band des Werkes umfaßt den Zeitraum vom Regierungsantritt Ludwig XVI. (1774) bis zum Sturze des Kaiserreichs 1815. Diese Periode gliedert sich für die Literaturgeschichte ungezwungen in zwei Abschnitte, den ersten die Regierungszeit Ludwig's XVI., den zweiten die Republik und das erste Kaiserreich umfassend. Im ersten Abschnitte weist und drängt Alles auf eine nahende Revolution hin; im zweiten sammelt die vom furchtbarsten Fiebertaumel erschütterte und durchschüttelte, aber noch nicht erschöpfte Nation ihre Kräfte wieder; sie zieht die Ergebnisse ihrer großen Revolution auf allen Gebieten des Lebens; sie stürzt sich zunächst in den Taumel eines wilden Genusses; gebrochenen Willens, vom Schrecken übersättigt, der ihre ideale Schwungkraft gelähmt hat, aber mit erhitzter Phantasie, die mit ihren Blicken ungemessene Fernsichten umspannt, wirft endlich sie sich dem dämonischen Mann in die Arme, der mit überlegenem Verstande, einem Organisationstalent ohne Gleichen, einer Einbildungskraft, der kein Ziel zu hoch und fern, einer eisernen Willenskraft, der kein Hinderniß unüberwindlich ist, die streitenden Elemente zum Frieden zwingt, die entfesselten Kräfte ordnet und bindet, die chaotisch durcheinander geworfenen, nur durch den Schrecken zusammengehaltenen Massen zu einer gewaltigen Einheit organisiert, in der weder Geburt noch Reichthum, sondern allein sein Wille einem Jeden die Stelle anweist, die er im Ganzen einzunehmen hat. Und nachdem Bonaparte das Werk vollendet, welches Robespierre und St. Just vorbereitet hatten, aber unvollendet lassen mußten, weil mit revolutionären Mitteln sich wohl eine alte Gesellschaft zerstören, die neue aber nicht ordnen und festen Gesetzen unterwerfen läßt; als er durch diese wunderbare Organisation ganz Frankreich zu einem feinen Dienst versagenden Werkzeug seines Willens gemacht hatte, da warf er die Nation in einen ununterbrochenen Kampf, zwang sie zu den äußersten Anstrengungen, sättigte sie mit Kriegsrühm, erfüllte sie mit

seinen Weltherrschaftsplänen, bis die aufs höchste gespannten Kräfte unter der Maßlosigkeit seiner Bestrebungen erschöpft zusammenbrachen.

Für die politische Geschichte ist der Mittelpunkt dieser Periode von 1774 bis 1815 die Revolution selbst. Sie ist das Ergebnis der geistigen und politischen Bewegung des Jahrhunderts, sie wird der Ausgangspunkt für eine neue Gestaltung der Gesellschaft. In einem politischen Geschichtswerk wird daher die Revolutionsperiode einen von dem Consulat und Kaiserthum getrennten Abschnitt bilden. Für die Literaturgeschichte aber stellt sich das Verhältniß insofern doch anders, als der Einfluß der Literatur auf die Politik und auf die Gesellschaft mit dem Ausbruch der Revolution, wenn nicht ganz aufhört, doch vollständig in den Hintergrund gedrängt wird. Wer nach einer Literaturgeschichte der Revolution sucht, der findet sie eben nur in den 50 Jahren, die ihr vorhergehen; die Literatur ist revolutionär zu einer Zeit, wo die Schriftsteller von dem heranziehenden Unwetter noch kaum eine Ahnung hatten, wo sie nur von glückseligen Zeiten träumten und mit begeistertem Wonnegefühl die Bilder der künftigen Herrlichkeit in reizenden Farben ausmalten. Die geistige Revolution erfüllt die ganze Regierungszeit Ludwig's XVI., ja bereits die Ludwig's XV., deren Fortsetzung jene bildet und von der sie in literarhistorischer Beziehung keineswegs so scharf geschieden ist, wie das Zeitalter Ludwig's XV. oder Voltaire's von der classischen Ära. „Das Jahr 1715 ist ein Wendepunkt, über den das blödeste Auge sich nicht zu täuschen vermag; nicht Ludwig folgt auf Ludwig, sondern Philipp von Orleans folgt auf die Maintenon: der eine wie der andere repräsentirt eine Epoche. Nicht bloß in Politik, Religion und Sitte, auch in Literatur und Kunst ist die neue Zeit ein Gegensatz der alten. Das Jahr 1774 ist kein so handgreiflicher Wendepunkt, man erkennt ihn erst bei näherem Zusehen. Das Zeitalter Ludwig's XV. wird durch einen inneren Widerspruch gekennzeichnet. Das geistige Leben der Nation, oder genauer das betrachtende, das theoretische Leben war im hohen Sinne philanthropisch und productiv. Das äußere, das weltliche Leben der Nation war frivol, gedankenlos und unproductiv.“ Und dieser Widerspruch zeigt sich oft in demselben Individuum. „Man hat Voltaire's Leben ein Räthsel genannt, wo er denkt, wo er theoretisch empfindet, ist er gut; wo er handelt, ist er, ich will nicht sagen schlecht, aber sittenlos und willkürlich.“

„Das ändert sich unter dem neuen Regiment. Die Männer, die aus Ruder kommen, sind gerade so philanthropisch, wie die Männer des Gedankens und der Betrachtung; ihr substantieller Inhalt ist das Gemeinwohl. Dagegen ist in der Productivität des geistigen Lebens ein plötzlicher Abfall wahrzunehmen. Durch diese Verschiebung wird das ganze historische Leben ein anderes.“ In Frankreich eine Abnahme der Productivität, in Deutsch-

land der Beginn einer sich immer schöner und herrlicher entfaltenden Blüthezeit! Die classische Tragödie war abgelebt. In Gluck — man beachte das feine Verständniß, mit welchem der Gluck'schen classischen Oper ihre Stelle im gesammten Kunstleben angewiesen wird — erlebt sie noch „einen herrlichen Nachsommer.“ Daneben tauchen neue Richtungen auf: in Beaumarchais das zersetzende Element; Voltaire und Rousseau ragen noch in diese Periode hinein und werden in ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt. In den politischen Zuständen tritt eine Besserung ein. Aber doch fühlt die Welt sich unbehaglich. „Das Streben nach Besserem ist allgemein, aber es ist ein ungeduldiges, freudloses Streben. Die Unruhe in den Gemüthern, der Haß gegen den Rest der alten Institutionen wird immer heftiger, je mehr ihr Einfluß und ihre Bedeutung aufhört. Wohl aber feiert die betrachtende Philosophie ihre Triumphe. Der Glaube an die unaufhaltsame und unendliche Perfectibilität der Menschheit ist nie so siegesmuthig und sicher gewesen, als ums Jahr 1780.“

Ein schöner aber doch für Frankreich verhängnißvoller Glaube. Sehen wir, wie schroff diesem naiven, lebenswürdigen Glauben in Chamfort die bitterste Menschenverachtung gegenüber tritt, wie in Laclos und, allerdings in nicht ganz derselben Weise, aber vielleicht noch frivoler in Beaumarchais, die Auflösung und Zersetzung der Sitten den Stoff für die künstlerische Darstellung abgiebt, so haben wir in nuce die französische Revolution.

Die geistige Welt war aus den Fugen gegangen, als man sich anschickte, Staat und Gesellschaft von Grund aus zu reformiren; aber die geistige Anarchie, die Anarchie der öffentlichen Meinung, wie der beliebte Kunstausdruck lautet, ist das, was der Franzose am wenigsten vertragen kann, wovor alle seine Staatsmänner ein wahres Grauen empfinden. Der Staat sollte sich selbst regeneriren; aber als er ans Werk schritt, sah man, daß sein Verwaltungsorganismus bereits aufgelöst war; er stand vor der größten Aufgabe und entbehrte der Mittel, um nur die Verwaltungsmaschine im Gange zu erhalten.

Der geistigen folgte daher die politische Anarchie auf dem Fuße. Ein Windstoß genügte, um jeden Widerstand der Staatsgewalt umzuwerfen. Von den wildesten Kämpfen zerrüttet verfiel Frankreich dem blutigsten Schreckensregiment, das freilich in der Guillotine ein unfehlbares Regierungsmittel besaß, um der Anarchie der öffentlichen Meinung gründlich ein Ende zu machen. Aber ein regelmäßiges Regiment konnte der Schrecken nicht herstellen, er ersticke in dem Blut, das er vergossen. Von Neuem Anarchie, bis in Bonaparte der gewaltige Meister erstand, der das Chaos zu organisiren und das Gleichheitsprincip zur Grundlage des schroffsten alle Verhältnisse, Politik, Gesellschaft, Handel und Ackerbau, Kirche, Kunst und Literatur umspannenden Systems zu machen verstand.

Indessen die Literatur, mag sie auch in den stürmischen Zeiten einer Revolution verstummen, ist doch diejenige Macht, welche sich am schwersten reglementiren läßt. Offenbar schwebte Napoleon in Bezug auf die Literatur das Zeitalter Ludwig's des XIV. vor, wie er ja in vielen Dingen seine Herrschaft mit der Vergangenheit zu verknüpfen bemüht war. Napoleon war nicht ohne literarisches und künstlerisches Interesse, ja es läßt sich ihm sogar ein gewisses Verständnis auf dem Gebiet der Poesie nicht absprechen. Aber sein Ideal war das Erhabene, das Classische im Sinne der Franzosen. Auf Pflege der Classicität waren daher auch seine Bestrebungen gerichtet. Indessen lag zwischen seiner Regierung und dem Zeitalter Ludwig's des XIV. das philosophische Jahrhundert und die Revolution. Das 18. Jahrhundert hatte allerdings, trotz seiner philosophischen Kühnheit, in den poetischen Formen allgemein das classische Muster festgehalten. Aber ein Blick auf Corneille und Voltaire zeigt, daß doch selbst im Drama die alte Form allmählich einen anderen geistigen Gehalt gewonnen hatte. Nun aber war die Revolution mit ihren gewaltigen Erschütterungen gekommen. Neue Ideen hatten sich mit Gewalt Bahn gebrochen, und rangen auch auf literarischem Gebiete nach neuer Form. Zugleich aber hatte sich eine mächtige von z. Th. sehr bedeutenden Geistern getragene Gegenströmung gegen die Ideen der Revolution entwickelt, die indessen keineswegs die Richtung auf das ancien régime in der Literatur einschlug, im Gegentheil sich bald im allerschärfsten Gegensatz gegen die Classicität befand. Gerade die hervorragendsten Leiter der antirevolutionären Bewegung waren von dem dämonischen Geiste der Revolution erfaßt. Chateaubriand, mochte er sich auch für berufen halten, in Frankreich das Christenthum wiederherzustellen, stand in mancher Beziehung zu Sitte und Sitten in einem schärferen Gegensatz, als Voltaire und die Encyclopädisten. Die religiöse Gluth neben der tobenden, verzehrenden Leidenschaft macht einen unheimlichen Eindruck. Ist diese Gluth etwas anders, als die Ableitung der Leidenschaft von einem Gegenstande auf den andern? Und weit entfernt, daß das religiöse Feuer die irdischen Leidenschaften läutert, beide Gluthen nähren sich unausgesetzt eine an der andern. Und neben der Leidenschaft der grauenvollsten, wüthendsten Welterschmerz. „Après le malheur de naître, je n'en connais pas de plus grand, que celui de donner le jour à un homme!“ René, in dem Chateaubriand sich selbst schildert, ist in seiner Leidenschaft und Blasphemie der vollendetste Egoist. Und der René war, als er ihn schilderte, für ihn nicht etwa ein überwundener Standpunkt; er war „nicht die Ablagerung eines vorübergehenden Gefühls, sondern die Summe eines Lebens. War Chateaubriand in der Jugend René, so spricht fast auf jeder Seite seiner Existenz eine Randnote aus, daß er es immer geblieben ist.“ Ein innerer Widerspruch zieht sich durch Chateaubriand's Leben. Er schwelgt

in Gefühlen und Stimmungen, von denen man leider niemals weiß, ob sie wahr oder gemacht sind. Sein Ich ist der Mittelpunkt seiner Weltanschauung. Es herrscht in ihm eine dämonische Eitelkeit, in der er sich und andere über sich selbst täuscht. Nur die wilde verzehrende Genußsucht ist wahr, „ein wildes Feuer, das verzehrt ohne zu erwärmen.“ Fast alle Dichter, bemerkt der Verfasser, haben in ihrer Natur einen Zug, der uns mit ihrer dämonischen Gewalt versöhnt. „Bei Chateaubriand empfinden wir niemals die tröstende Wärme der Dichtkunst. Der verzehrende Hauch seines Geistes versengt jede Erscheinung und macht das Leben zu einer Wüste.“ „Sucht man für diese sittliche Krankheit den nüchternen prosaischen Ausdruck, so findet man keinen andern, als Größenwahnsinn.“

Die romantische Restaurationsliteratur war ein Kind der Revolution, und sie trägt in sich den Keim neuer Revolutionen. Sie erhob den Anspruch erhaltend zu wirken und die Gesellschaft auf fester Grundlage zu erbauen; aber sie wirkte revolutionär, weil sie in ihrem innersten Kern revolutionär war. Möchte sie auch, wie Chateaubriand für das legitime Königthum und für den Madonnencultus schwärmen. Das war ein wilder Taumel, der mit den gegenwärtigen Wallfahrten auf gleicher Stufe steht. Diese Geister zu bändigen, war Napoleon nicht stark genug. Befand er sich doch in einem ähnlichen inneren Widerspruch, er wollte in Frankreich ein Reich der Ordnung gründen und er selbst stieß jede Ordnung in der Welt um. Der zügellose Eroberungstrieb, der von dem Erfolg nur zu neuen Eroberungen getrieben wird, der kein anderes Ziel als die Weltherrschaft kennt, verträgt sich nicht mit der Rolle des Gesetzgebers. Napoleon, der Eroberer, war durch und durch Revolutionär, und wie Chateaubriand Revolutionär aus Selbstsucht. „Der Dichter und der Eroberer haben nicht viel mit einander gemein, aber in diesem Punkt (dem Größenwahnsinn) begegnen sie sich doch.“

Wir können uns nicht versagen, die treffenden Worte anzuführen, mit welchen der Verfasser die hier berührte sittliche Krankheit schildert: „Zu Zeiten des allgemeinen Skepticismus, wo alles Feste und Allgemeine der Sitte zu Boden getreten ist, beanspruchen die Individuen einen unverhältnismäßigen Werth; die sachliche Betrachtung hört auf, die Reflexion auf sich selbst endet in einer Art Traumleben. Alle Schranken des Rechts sind morsch geworden, alles Maß des Möglichen hat sich verkehrt; jedes Gestern wird vom Heute Lügen gestraft, das Unglaubliche erscheint das Wahrfaste. Alle überlieferten Göttergestalten kommen ins Fließen, als einziges Ideal bleibt die Kraft übrig, und dieser wird ein wüster Götzendienst gewidmet. Allmächtig zu sein und allumfassend ist der Traum jedes Individuums, das sich über das Gemeine empor zu heben hofft.“

Diesem Traum der Kraft entspricht aber selten die wirkliche Kraft, der

Trunkene will mehr, als er kann, und so giebt sich die scheinbare Kraft in der Gewalt des Hasses aus; das Leben wird schaal und ekel, die Lust des Herzens richtet sich aufs Zerstören. In solchen Zeiten hören die Dichter auf, andere Helden zu besingen, sie sind ausschließlich ihr eigener Gegenstand.“

Es herrschte in der Periode von der Revolution bis zur Restauration ein reicheres und bewegteres literarisches Leben in Frankreich, als wir in Deutschland, wo diese Periode im Ganzen sehr wenig bekannt ist, gewöhnlich annehmen. Die Keime fast aller Richtungen, die sich in der Restauration, dem zweiten goldenen Zeitalter der französischen Literatur zu reicher Blüte entfalten, finden sich schon in der napoleonischen Periode, durch deren meisterhafte Schilderung sich der Verfasser gerade für uns Deutsche ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst erworben hat. Es ist selbstverständlich, daß sich die Darstellung des Verfassers mit besonderer Ausführlichkeit auf die großen Erscheinungen (Chateaubriand, Frau v. Stael, Véranger u. s. w.) concentrirt, aber auch den minder hervorragenden Erscheinungen, die sich theils um sie gruppiren, theils ihre eigenen Wege gehen, wird die sorgfältigste Behandlung zu Theil. Sehr anziehend ist es auch, das erste literarische Auftreten der Personen, die uns in der folgenden Periode als Meister und Repräsentanten gewisser Schulen und Richtungen der Literatur entgegentreten, in ihren Anfängen kennen zu lernen. Mit Recht hebt der Verfasser daher die außerordentliche Wichtigkeit dieser Periode für die innere Entwicklung des geistigen Lebens Frankreichs hervor. „In ihr wurden ohne Ausnahme alle die Ideen, Bilder, Empfindungen und Träume ausgebeutet, die in der späteren Literatur in die Erscheinung traten. Die Guillotine der Schreckenszeit und der sieggekrönte Adler des kaiserlichen Regiments, das waren die bewußten oder unbewußten Motive der späteren Romantik.“

Wir scheiden von dem ersten Bande des ausgezeichneten Werkes mit dem lebhaften Wunsch, daß der Herr Verfasser uns recht bald mit der Fortsetzung, welche die Blütezeit der neueren französischen Literatur (1818—1848) umfassen wird, beschenken möge.

Georg Zelle.

Bum Gedächtniß an Joseph Streiter.

Am 11. Juli ist in Bozen Dr. Joseph Streiter, einer der ältesten Mitarbeiter der Grenzboten, in hohem Alter verschieden. Seine gebiegenen Berichte über Oesterreichische Zustände, vornehmlich seine Schilderungen vom tiroler Landtag haben in Deutschland stets hohes Interesse, in Oesterreich großes Aufsehen erregt; sie sind von den Liberalen Oesterreichs um ihres rückhalt-